

# ORIENTIERUNG

*Katholische Blätter für weltanschauliche Information*

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 5

16. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. März 1952

**INHALT:** Kommunistische Bewegung und Massen: Die Partei als Kader oder als Massenbewegung — Getarnte «Massenorganisationen».

**Die territoriale Expansion der UdSSR seit dem letzten Weltkrieg:** In Osteuropa: Ruthenien - Rumänien - Bessarabien — In Asien: Türkei - Persien - Afghanistan - Pakistan - Sinkiang - Aeusserer Mongolei - Mandchurei.

**USA in der Verwandlung:** Die Industrialisierung der amerikanischen Landwirtschaft — Zahlen und Ueberlegungen dazu.

**Ex urbe et orbe:** War der Urmensch Monotheist? — Tragik und Sendung der mittleren Generation Europas — Sabotieren die Sozialisten Europa?

**Karl Pfleger:** Geister, die um Christus ringen.

## **Kommunistische Bewegung und Massen**

Stalin gebraucht einmal den Vergleich mit dem Riesen Antäus: «So wie in der griechischen Sage der Riese Antäus unbesiegbar blieb, so lange seine Füsse seine Mutter Erde berührten, und nur erdrosselt werden konnte, weil ihn Herakles vom Boden hob, so ist die Kommunistische Partei unbesiegbar, solange sie in den Massen verwurzelt ist. Losgelöst von den Massen aber wird sie geschlagen.» Das Problem der Gestaltung der Partei und ihrer Verbindung mit den Massen ist im Kommunismus schon viel studiert und diskutiert worden. Es spricht auch in den durch den Fall Nicole, den wir in der letzten Nummer (S. 37) behandelt haben, ausgelösten Streitigkeiten eine Rolle. Das Problem an sich (I) und, im Zusammenhang damit, eine in der Schweiz neustens wieder gehandhabte kommunistische Taktik (II) verdienen ernste Aufmerksamkeit.

### *I. Die Partei als Kader oder als Massenbewegung*

Das Problem über die Gestaltung und Führung der kommunistischen Partei wurde eigentlich schon von Lenin gelöst und wäre wohl auch nicht mehr aufgetaucht, wenn sich nicht die Kommunisten verschiedener Länder, darunter der Schweiz, durch die mit dem Ausgang des zweiten Weltkrieges gebotene Situation zu einer Änderung des Charakters der Partei entschlossen hätten.

Lenin erklärte, die Masse sei aus sich nicht revolutionär. Auch wenn sie noch so sehr verelende, ergebe sich aus der unzufriedenen Stimmung nicht ohne weiteres eine erfolgreiche Revolution und erst recht werde sie versagen, wenn es ihr den Lebensverhältnissen nach besser gehe. Das Proletariat ist nach Lenin aus sich heraus nicht zu einer sozialistischen, sondern nur zu einer gewerkschaftlichen Anschauung fähig. Nach dieser Auffassung kann die Partei nicht einfach Ausdruck der Proletariatsmassen sein, wie das Karl Marx noch behauptete. Wohl muss die kommunistische Partei die Verbindung mit den Massen suchen, um für ihre revolutionäre Arbeit stets von den Massen zu lernen. Stalin sagt: «Sonst ist es für die Partei unmöglich,

nicht nur die Masse zu lehren, sondern auch von ihr zu lernen, nicht nur die Massen zu führen und sie auf das Niveau der Partei zu heben, sondern auch auf die Stimmen der Massen zu lauschen und ihre brennendsten Nöte herauszufinden» (Probleme des Leninismus, 1. Bd., S. 148).

Bei solcher Beurteilung der Massen des Proletariats konnten Lenin und Stalin die kommunistische Partei nur als eine Kaderpartei, eine führende Elite verstehen, die zur diktatorischen Führung der Massen befähigt ist. Die kommunistische Politik kann nur durch eine vorwiegend aus mittelständischen Intellektuellen bestehende Partei an die Arbeiter herangetragen werden. Die Partei als Kader tritt fördernd und führend vor die proletarischen Arbeiter und wird selbst geführt von den Kommandeuren der Partei.

Als nach dem Ende des zweiten Weltkrieges die kommunistischen Parteien sich wieder aufbauten, suchten sie Massenparteien zu werden. Die Sympathie, welche die kämpfende Sowjetunion seit Ausbruch des deutsch-russischen Krieges in der westlichen Welt genoss, schien die Änderung des Charakters der Partei geradezu zu fordern. Die Kommunisten wollten in freundschaftlicher Zusammenarbeit mit den demokratischen Parteien sich an den Neuaufbau nach dem Krieg machen. Der Wiederbeginn der Friedenswirtschaft war schwierig und das Los der Arbeiter deswegen vielfach sehr hart. Die Kommunisten zeigten sich verständnisvoll und kämpften gegen Streikstimmungen noch mehr als die Sozialisten. Der Sozialisierungs- und Verstaatlichungswelle gegenüber waren die Kommunisten die Mahner zur Mässigung. Sie verkündeten, die proletarische Revolution, die Diktatur des Proletariats und der Sozialismus seien nicht auf der Tagesordnung. Auch die Partei der Arbeit in der Schweiz wollte die Partei des arbeitenden Volkes werden und alle Arbeiterschichten umfassen, «vom Kommunisten bis zum Katholiken». Die Diktatur des Proletariats wurde erstrebt, aber für die Zukunft, als Herrschaft der proletarisierten Volksmehrheit und durchaus als demokratische

Sache. In einer solchen Atmosphäre wurde die Partei der Arbeit die Partei der über 20 000 Mitglieder, die in Zürich z. B. für ihren Regierungsrats-Kandidaten Otto Brunner 35 000 Stimmen aufbringen und Edgar Woog als Stadtrat wählen konnte. Der Präsident der Massenpartei war Léon Nicole, der sozialistische Genfer Volkstribun, der die grosse Mehrheit der Genfer und Waadtländer Sozialdemokratie in die Partei der Arbeit mitgebracht hatte. Der Führer der «Massenpartei» hat es schwer empfunden, dass die Sympathie für Sowjetrussland in der westlichen Welt schon bald und gar in so beschleunigtem Prozess zusammenschmolz und hat es noch weniger verstanden, dass die oberste kommunistische Führung selber ihre Parteien aus Parlaments- und Regierungsparteien mittels Säuberungen in kleinere Oppositionsgruppen verwandeln wollte. Nicole lehnte die von seinem Genfer Gegenspieler Jean Vincent betriebene Umwandlung der Partei in ein Kader ab und wollte mit allen Mitteln die Partei wieder zu einer «breiten Volksbewegung» machen.

Die Partei ist über Nicole hinweggegangen. Sie stösst durch Säuberung lässige, kampfungeeignete und kritisierende Elemente ab, sucht den bleibenden Rest eifrigst in der Theorie und Praxis des revolutionären Marxismus-Leninismus zu schulen und durch Bildung geheimer «Betriebszellen» die kommunistischen Kader dort zu verankern, wo man in nächster Zeit ihre Arbeit am meisten glaubt brauchen zu müssen und wo sie am besten auch illegal durchhalten können.

Auf die Verbindung mit den Massen wird aber damit nicht verzichtet. Nur besorgt der kommunistische Kern diese Aufgabe nicht selber, sondern mittels ferngesteuerter anderer oder wenigstens getarnter «Massenorganisationen».

## II. Getarnte «Massenorganisationen»

Wir schreiben «Massenorganisationen» in Anführungszeichen, um nicht den Eindruck zu erwecken, als sei von gewaltigen, kommunistisch beeinflussten, wirklichen Organisationen die Rede, oder als seien grosse Massen in einem von den Kommunisten geschickt bereiteten Netz gefangen. Der Ausdruck Masse ist nur nach kommunistischer Sprechweise gebraucht, die, wenn es sich nicht um weiter definierte Schichten handelt, von Massen redet. Die Kommunisten üben heute die Taktik, mittels Organisationen und Aktionen, die bewusst nicht kommunistisch gekennzeichnet sind, über ihre eigenen Kreise hinaus für ihre Ziele und Zwecke zu wirken. Beachtenswert ist, dass, wie und auf welchen Gebieten sie solche Versuche unternehmen, und wie sie dabei, wenn auch in bescheidenem Masse, Erfolg haben.

Die kommunistische Friedensbewegung hat seit Beginn ihrer Tätigkeit in der Schweiz Anfang 1950 auf die Massen zu wirken versucht und sich der Tarnung bedient. Bis zum Friedenskongress im Oktober 1950 in Warschau hat die «Schweiz. Bewegung für den Frieden» über 250 000 Unterschriften für den sogenannten Stockholmer Appell zum Atombombenverbot gesammelt, ihren Erfolg durch einen als Kommunist bekannten Schweizer Arzt in Warschau verkünden lassen und der Nationalratsfraktion der Partei der Arbeit für ihre Bekämpfung des Budgets 1951 Unterlagen geliefert. Für eine «Friedenskonferenz der fünf Grossmächte» hat sie 1951 «nur noch» 60 000 Unterschriften zusammengebracht, so dass die Partei der Arbeit im Januar 1952 beschloss, die «Arbeit für den Frieden» zu verbessern. Dass durch Gegenaufklärung, vor allem von sozialistischer Seite, ein Schweiz. Friedenskongress im März nicht zustande kam, wurde in Nr. 3 der «Orientierung» (S. 26) berichtet. Was macht jetzt die Friedensbewegung? Es erscheint ein

«Aufruf an alle Schweizer, Arbeiter und Intellektuellen, Bauern und Städter, an alle Friedensvereinigungen, Gewerkschaften und Kulturvereine, an die Kirchen, an die Sport-, Frauen- und Jugendverbände, aber auch an alle politischen Parteien, patriotischen Gesellschaften, Heimatschutz-Vereinigungen und Vereine anderer Art, mit der Einladung, ihre Vertreter an den kommenden grossen Schweizerischen Kongress für die Verteidigung des Friedens zu senden. Dieser Kongress wird am 10. und 11. Mai 1952 stattfinden.»

Der im Februar 1952 publizierte Aufruf ist von 35 Persönlichkeiten unterzeichnet, die von sich darin sagen: «Wir haben uns, Männer und Frauen aller Richtungen, zusammengefunden, um gemeinsam zu versuchen, uns zu verstehen, und gemeinsam nach Mitteln zu forschen, die imstande sein können, den Frieden zu retten.» Von den 35 Persönlichkeiten sind 23 Männer und 12 Frauen. Von Beruf sind 5 Arbeiter und Angestellte, 5 Erzieherinnen und Krankenpflegerinnen, 3 Schriftsteller und Journalisten, 3 Lehrer, 2 Ärzte. Es findet sich kein besonders bekanntes Mitglied der Partei der Arbeit darunter. Von prominenten kommunistischen Friedenspartisanen ist nur Prof. André Bonnard, Lausanne, vertreten. Aber bei genauerem Zusehen erkennt man gut die Hälfte der Unterzeichner als Kommunisten, kommunistische Sympathisanten oder Sowjetfreunde, und die Aktion als eine solche der kommunistischen, sowjetfreundlichen voreingenommenen Friedensbewegung!

Als kommunistisch dirigierte und auf Einflussnahme auf breitere kulturell interessierte Kreise abgestellt muss auch «Kultur und Volk» gelten, das sich seit November 1951 in Zürich als «auf dem Boden eines sozialistischen Humanismus» stehende Besucherorganisation wieder betätigt. «Kultur und Volk» wurde 1939 als rein sozialistische Organisation gegründet. Von 1941 an war dieselbe vom Kommunismus beeinflusst und von 1943 bis zu ihrem lautlosen Verschwinden 1946 von ihm beherrscht. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Am 7. November 1943 veranstaltete «Kultur und Volk» eine Revolutionsfeier mit Dr. Martin Stohler, heute führendes Mitglied der Partei der Arbeit in Basel, als Referenten und am 11. November des gleichen Jahres bot sie einen Vortrag «Die Wissenschaft im Lichte des Marxismus» von Prof. Arthur Baumgartner, der damals schon als aktiver, überzeugter Kommunist bekannt war und heute an der Universität im Ostsektor Berlins Rechtsphilosophie doziert. «Kultur und Volk» hat heute in Zürich eine sozialistisch-gewerkschaftliche und drei kommunistische Vorverkaufsstellen für seine Veranstaltungen!

Noch jüngeren Datums sind zwei weitere kommunistische Versuche in Zürich, mit anscheinend neutralen, aber von Kommunisten geführten Organisationen über Parteikreise hinaus zu wirken. Eine «Elternvereinigung für Erziehungshilfe» führt «Vortrags- und Ausspracheabende für alle Eltern» durch.

Die kommunistische Studentengruppe hat sich als «Studentengruppe Forum» getarnt und suchte, «zwecks Diskussion über Jugendprobleme», schon mit kirchlichen Jugendkreisen in Verbindung zu treten.

Solche Erscheinungen sind als taktische Aktionen der Kommunisten zu bewerten, die auf diese Art auf verschiedenen Interessengebieten an nichtkommunistische Kreise heranzukommen versuchen.

Die kommunistische Bewegung strebt zielbewusst nach der politischen Machtergreifung durch die kommunistische Partei und nach Welteroberung. Sie verliert ihr Ziel nicht aus dem Auge, mag sie zeitweise mit anderen politischen und weltanschaulichen Gruppen freundschaftlich zusammenarbeiten oder mag sie diese offen angreifen, mag sie selber vor die Massen treten oder andere für sich arbeiten lassen. Der Kommunismus ist immer im Angriff und deswegen ist die Abwehr immer notwendig.

K.S.

# Die territoriale Expansion der UdSSR seit dem letzten Weltkrieg

Wir brachten in Nr. 1 dieses Jahrgangs unter dem gleichen Titel bereits einen Beitrag zu diesem Thema. Es wurde dort gezeigt, wie die UdSSR in Finnland und den baltischen Staaten, aber auch in Polen und Ostpreussen erhebliche Gebiets-erweiterungen gemacht hat, die nicht nur wirtschaftlich, sondern auch strategisch von grösster Bedeutsamkeit sind. In diesem Artikel nun sollen jene Gebiete behandelt werden, die die UdSSR auf dem Balkan und in Asien sich einverleibt hat. Das zielbewusste Vordringen Russlands in diesen Ländern musste unsere grösste Aufmerksamkeit erregen.

## Osteuropa

### Ruthenien

Ruthenien, wie es von den Ungarn genannt wird, Karpato-Russland oder die Karpato-Ukraine, wie die Bezeichnung bei den Sowjets lautet, ist strategisch und geographisch von grösserer Wichtigkeit, als man zunächst annimmt. Dieses Gebirgs-land unterscheidet sich deutlich von den höheren und unweg-sameren slowakischen bzw. rumänischen Karpaten im Westen und Osten. Von vielen Flüssen durchschnitten, bildet es eine natürliche Pforte zwischen dem galizischen Hochland und der ungarischen Tiefebene. Über diese Pässe kamen die Magyaren, die im 9. Jahrhundert Ungarn besiedelten und die zaristischen Armeen, die die Revolution in Ungarn im Jahre 1849 unter-drückten. Auch der Roten Armee dienten diese Übergangs-pässe im Jahre 1945 als bequeme Verbindungswege.

Ruthenien gehörte geschichtlich zunächst zum Königreich Ungarn, kam nach dem Ersten Weltkrieg an die Tschechoslo-wakei und wurde unter deutschem Druck im März 1939 wieder an Ungarn abgetreten. Das ruthenische Volk — meist Hirten und Bauern, etwa 850 000 Einwohner — ist grösstenteils ukrainischer Herkunft. Diesen Umstand benutzte der Kreml propagandistisch und annektierte diese Landstriche als «Befreier von der Fremdherrschaft» unter deren Joch «russische Menschen» schmachteten. Aber neben diesem ethnischen «In-teresse» spielten zweifellos strategische Gesichtspunkte die grösste Rolle. Denn von Ruthenien führen Strassen in die Tschechoslowakei und Eisenbahnlinien nach Ungarn, dessen unmittelbarer Nachbar jetzt die Ukrainische Sowjet-Republik und damit die UdSSR geworden ist.

### Rumänien

Wie mit Polen, hatte die Sowjetunion mit Rumänien eine alte Rechnung zu begleichen. Der deutsch-sowjetische Nicht-angriffspakt vom Jahre 1939 bot hierzu eine glänzende Gele-genheit. Damals annektierte Russland die nördliche Bukowina und Bessarabien und schob dadurch seine Grenzen bis an den Pruth und das Donau-Delta vor. Historisch war die Bukowina ein Teil des Fürstentums der Moldau, aus dem nach seiner Ver-einigung mit der Walachei im Jahre 1859 der unabhängige Staat Rumänien hervorging, der dann, im Jahre 1878, die Vor-herrschaft der Türkei abschüttelte. Das Interesse der Sowjet-union an diesem waldreichen Karpatenland ist u. a. darauf zurückzuführen, dass die Ukrainer in der von Russland annektierten Nordbukowina eine nur geringe völkische Minderheit bilden. Ausserdem passt die Nordbukowina aber auch gut in das Gesamtsystem der neuen sowjetischen Grenzlande, da hier eingleisige Eisenbahnlinien aus Bessarabien, der Karpato-Ukraine und des ukrainischen Galizien zusammenlaufen. Die Hauptstadt Czernowitz — jetzt Cernauti — ist in die Hände der Sowjets übergegangen und seit 1940 gehört die Nordbuko-wina zur Ukrainischen Sowjetrepublik.

### Bessarabien

Schon seit langem ist Bessarabien, teilweise aus Steppe, teil-weise aber auch aus ausserordentlich fruchtbarem Ackerlande bestehend, ein vielumstrittenes Grenzgebiet. Eingefasst von den Flussläufen des Dnjestr und Pruth, erstreckt es sich im Süden bis an das Donaudelta, im Südosten bis an das Schwarze Meer. Bessarabien zählt eine Bevölkerung von ca. 3 Millionen, deren Kontingent sich aus vielen verschiedenen Volksstäm-men rekrutiert. Auf die Rumänen bzw. «Moldauer», wie die Russen sie nennen, entfallen ca. 65% der Gesamtbevölkerung, 23% sind Ukrainer und Russen und ca. 12% Juden. Wie die Bukowina, gehörte auch Bessarabien früher zum Fürstentum Moldau. Aber nach einem kurzen und erfolgreichen Feldzug erwarb Zar Alexander I. dieses Gebiet 1812 von der Türkei. Nach dem Krimkrieg behielt zwar Russland Bessarabien, doch wurde die Südgrenze etwa 50 km vom Donau-Delta nach Norden zurückgelegt. Erst 1919, nach dem Ersten Weltkrieg, wurde Bessarabien dem rumänischen Königreich einverleibt.

Es war klar, dass die Sowjetunion dieses Gebiet nicht für immer aufgeben würde. Bei der sowjetischen «Volkszählung» registrierte man 1939 u. a. auch 260 000 Rumänen unter der Bezeichnung «Moldauer». Im Jahre 1933 bereits wurde die autonome Sowjetrepublik Moldau begründet und der UdSSR einverleibt, obgleich nur  $\frac{1}{3}$  der Bevölkerung aus «Moldauern» bestand. Als die Sowjettruppen dann 1944 in Bessarabien ein-marschierten, wurde die Moldauische Sozialistische Sowjet-republik (1940 ein Gebiet von 33 200 km<sup>2</sup> bei 2,4 Millionen Einwohnern) konstruiert, indem Moskau einfach den grö-sseren Teil Bessarabiens mit dem Hauptteil der viel kleineren Autonomen Sowjetrepublik Moldau verschmolz.

Die Getreideerzeugung und die grossen Viehherden Bess-arabiens bilden einen nicht zu verachtenden Zuschuss für den Sowjetischen Wirtschaftshaushalt, denn Bessarabien hat im Gegensatz zur Ukraine keine grossen Städte, die zu industri-ellen Zwecken ausbaufähig wären. Aber auch in anderer Hinsicht ist die Annexion der Nordbukowina und Bessarabiens für die Sowjetunion von grossem Vorteil. Denn die Grenze Russlands verläuft nunmehr längs der Chilia (Kilja), eines Mündungs-armes der Donau, und damit sind sie zu einem «Donaustaat» geworden. So konnte Russland, das ausserdem noch im sowjetisch besetzten Gebiet Österreichs den Oberlauf der Do-nau kontrolliert, im Verein mit seinen Satellitenstaaten Rumä-nien und Ungarn ohne Bedenken die «Donau-Konvention» vom Jahre 1921 sabotieren, derzufolge die Donau als «inter-nationaler Strom» der Aufsicht zweier internationaler Aus-schüsse den Handelsschiffen aller Nationen offen stehen sollte. Denn eine freie Donauschiffahrt hätte sich mit den Geheimhal-tungs- und Sicherheitsforderungen des Kreml nicht vertragen und die Kontrolle über die Donauschiffahrt verschafft den Sowjets eine starke Position für den Fall internationaler Span-nungen in der Dardanellenfrage. Dazu liegen die beiden ru-mänischen Seehäfen, Galati und Braila, unmittelbar vor der Grenze der Sowjetunion. Einzig der Steppenkorridor der Do-brudscha trennt die UdSSR von Bulgarien und von dort aus ist es nicht mehr weit bis zum Nordausgang des Bosporus.

### Asien

Ebenso wie in Europa, sicherte auch in Asien die Sowjet-union ihre Grenzen durch das System der Satellitenstaaten als schützende Wälle. Diese Grenzen sind, wenn auch bisher re-lativ feststehend, in einer sehr aktiven Aussenpolitik zu einem engmaschigen Netz verwoben, das sich über 12 000 km quer

durch Südwestasien, Zentralasien und den Fernen Osten hinzieht. Seit 1938 hat die Sowjetunion ihre in Asien liegenden Gebiete weit über die Grenzen des früheren Zarenreiches ausgedehnt. Etwa 205 000 km<sup>2</sup> wurden durch die Annexion Tannu-Tuwas, Südsachalins, der Kurilen und Port-Arthurs gewonnen, und wenn sich auch seither an den Grenzen der UdSSR in Asien eine gewisse Stabilität zeigt, bedeutet diese Ruhe doch noch lange nicht, dass es Moskau unterlassen hätte, seine Position im Fernen Osten auf andere Weise zu verstärken.

### *Türkei*

In Südwestasien grenzt die UdSSR an die Türkei, an Persien und Afghanistan. Die nach dem Abschluss des sowjetisch-türkischen Vertrages vom Jahre 1921 «freundlichen Beziehungen» zur Türkei änderten sich nach der Kündigung des 1925 geschaffenen Nichtangriffspaktes wesentlich und es wurde klar, dass der Kreml die Fäden der alten zaristischen Politik gegenüber der Türkei wieder aufnehmen würde. Die Bemühungen Moskaus, die Türkei zu einer gemeinsamen Kontrolle und Verteidigung der Dardanellen zu gewinnen und dadurch die Konvention von Montreux zu annullieren, schlugen fehl. Auch die von der Sowjetunion geforderte Abtretung der Grenzkreise Ardahan und Kars an die Georgische bzw. Armenische Sowjetrepublik, die sich zwar von 1878 bis 1917 in russischer Hand befanden, aber 1921 formell an die Türkei abgetreten worden waren, wurde nicht erfüllt. Konstantinopel zeigt dem gebiets- und machthungrigen Nachbarn gegenüber einen zähen Widerstand.

### *Persien*

Persien bildet für die Sowjetunion ein Hindernis zum offenen Meer und könnte dem Feind als militärische Basis dienen bei Ausbruch kriegereischer Verwicklungen. Trotz organisatorischer Schwäche und Unfähigkeit, sich gegen einen mächtigen Angreifer selbst zu verteidigen, konnte dieser Staat sich doch noch behaupten. Die gemeinsame Grenze, sowie das Recht der Binnenschifffahrt auf dem Kaspischen Meer, das sowohl der UdSSR wie Persien zusteht, brachten noch keine nennenswerten Komplikationen in der politischen Situation.

Täbris, die Hauptstadt der persischen Provinz Aserbajdshan, ist strategisch von grösster Bedeutung durch die Beherrschung der Verkehrswege, die nach dem Irak und der Türkei führen, und durch die direkte Verbindung mit dem sowjetischen Eisenbahnnetz durch eine Linie mit russischer Spurweite, die nach der Grenzstation Dshulfa führt. Die Sowjetunion unterstützte die Bestrebungen der Tudeh-Partei zur Errichtung eines separatistischen Regimes, um dadurch Ölkonzessionen zu erpressen, blieb jedoch bisher ohne Erfolg. Ebenso erfolglos waren die Versuche, die Kurden zum Abfall von Persien zu gewinnen. Zwar schlagen gegenwärtig die Kommunistengruppen Kapital aus der Krise, als aber der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen sich näher mit dem Problem «Persien» befasste, zog die Sowjetunion ihre Truppen zurück. Moskau begnügt sich seitdem, in aller Öffentlichkeit gegen den Westen zu hetzen.

### *Afghanistan*

Drei der zentralistischen Sowjet-Republiken, die Turkmenische, die Usbekische und Tadschikische Sowjetrepublik, grenzen an Afghanistan. Durch die ständig fortschreitende sowjetische Expansion in Zentralasien gewann das bedingt unabhängige Land während der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung. Es hat keinen Zugang zum Meer, ist von hohen Felsengebirgen und wüstenähnlichen Hochebenen bedeckt und besitzt eine aus vielen Stämmen zusammengewürfelte Bevölkerung. Es gibt keine Eisenbahnen, obwohl auf sowjetischer Seite zwei Strecken bis zum Kushka-

Pass und nach Termes, und auf pakistanischer Seite bis zum Khyber-Pass und nach Chaman an der afghanischen Grenze verlegt worden sind. Ein paar uralte Karawanenstrassen führen über Herat, Kabul oder Kandahar nach Indien. England, das bestrebt war, durch Schaffung eines befreundeten und lebensfähigen afghanischen Pufferstaates einer russischen Expansion den Weg zu verlegen, sorgte dafür, dass die afghanischen Grenzen in den Achtziger- und Neunziger Jahren festgelegt und teilweise sogar markiert wurden. In dem englisch-russischen Vertrag von 1907 anerkannte Russland formell, dass Afghanistan ausserhalb seiner Einflusssphäre liegen solle. Bis 1919 vertrat England die aussenpolitischen Belange Afghanistans.

### *Pakistan*

Trotzdem Moskau bisher eine gewisse Reserve diesem die Verteidigung der Nordwestfront des indischen Subkontinents deckenden Lande gegenüber bewahrte, ist man durchaus nicht ohne Interesse für Pakistan. Die Grenzziehung zwischen der Sowjetunion und Afghanistan bietet vor allem im Hinblick auf die ethnographische Situation dem Kreml jederzeit genügend Vorwände, aus seiner Zurückhaltung hervorzutreten und zu Aggressionshandlungen zu schreiten.

### *Sinkiang*

Die noch nicht genau markierte sowjetisch-afghanische Grenze im Ostzipfel Afghanistans verläuft im Gebiet von Pandschab über die Gipfel des Pamir und des Hindukusch. Obwohl hier zwischen der UdSSR und Pakistan nur 40 km Bergland liegt, hat diese Nähe doch keinerlei strategische Bedeutung. Weiter im Osten grenzen die Tadschikische, Kirgisische und Kasachische Sowjetrepublik an das chinesische Sinkiang, welches durch verschiedene historische Karawanenstrassen, deren einige sogar mit Kraftwagen befahrbar sind, die Verbindung nach Peking über Lantschau und Tschungking ermöglicht. Sinkiang ist ein unfruchtbares und dürres Land mit nur 4 Millionen Einwohnern. Nur seine der UdSSR direkt benachbarten Gebiete sind reicher bevölkert und bergen kostbare und seltene Bodenschätze, wie Wolfram-, Öl-, Gold-, Kohle-, Eisenerz- und Kupfervorkommen, an denen die Sowjetunion natürlich nicht uninteressiert ist. 77% der Bevölkerung sind Mohammedaner, 10% Kasachen und nur 8% Chinesen, was erklärt, warum China sich in diesen nördlich des Tien-shan-Gebirges gelegenen Gebieten, von denen es im 18. Jahrhundert Besitz ergriff, nie wirklich hat festsetzen können. Obgleich die Sowjets in dem mit China abgeschlossenen Vertrag vom Jahre 1945 das Versprechen gegeben haben, sich nie in die internen Angelegenheiten Chinas einzumischen, hat der Kreml die Initiative für politische und wirtschaftliche Durchdringung Sinkiangs ganz offensichtlich ergriffen und intensiv durchgeführt. Das ganze Gebiet ist heute dem Einfluss Moskaus und damit der sowjetischen Politik unterstellt und auch in das Luftverkehrsnetz der Sowjetunion einbezogen. 1944 konstituierten die drei nördlichen Distrikte Sinkiangs mit Hilfe der Sowjets die Republik Ost-Sinkiang und sagten sich von der national-chinesischen Regierung los.

Wenn auch in Südwestasien, wo sich die Interessensphäre der sowjetischen Landmacht mit derjenigen der Seemächte des Westens berührt, bisher die Grenzen unverändert blieben, sind in Zentralasien in Ausnutzung der Schwäche Chinas seitens der UdSSR grosse Gebietsannexionen vorgenommen worden, wodurch das Hoheitsgebiet Moskaus wesentlich erweitert wurde. Die Einverleibung der Republik Tannu-Tuwa, heute ein autonomes Gebiet innerhalb der Russischen Sowjetrepublik (RSFSR), bildete den logischen Abschluss einer vom zaristischen Russland und nachher von der Sowjetunion seit langem betriebenen zielbewussten Aussenpolitik. Tannu-

Tuwa umfasst eine Fläche von etwa 180 000 km<sup>2</sup> mit einer mongolischen Bevölkerung von ca. 70 000 Personen. Es wird vom Oberlauf des Jenissej durchflossen, der dann ganz Sibirien durchquert, birgt vermutlich auch Gold- und andere Erzvorkommen und hat ausserordentlich günstige Voraussetzungen für Wasserkraftanlagen. Ausserdem wird Tannu-Tuwa von einer befahrbaren Karawanenstrasse durchquert, die Westsibirien mit der Äusseren Mongolei verbindet, wodurch auch diesem Gebiet eine erhöhte strategische Bedeutung beizumessen ist.

### *Äussere Mongolei*

Die Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik (RSFSR), die grösste aller Republiken der UdSSR, hat mit der Äusseren Mongolei eine gemeinsame Grenze von etwa 2500 km Länge, die, dem nördlichen Teil der Wüste Gobi entlang, vom Altai-Gau in Westsibirien bis zum Tschita-Gebirge in Ostsibirien verläuft. Wie in Sinkiang und Tannu-Tuwa haben auch hier die geographischen und politischen Gegebenheiten die Entwicklung der sowjetischen Politik ausserordentlich günstig beeinflusst. Die der UdSSR viel näher gelegenen Teile der Äusseren Mongolei — die besiedelten Gebiete Chinas sind weit entfernt — sind von dichten Wäldern und weiten Weideflächen bedeckt und haben eine Bevölkerungszahl von ca. 21 Millionen, die den benachbarten Burjäten und den Bewohnern des autonomen Gebietes Tannu-Tuwa stammverwandt ist. Nach dem Sturz der Mandschu-Dynastie entglitten diese Grenzländer fast vollständig der chinesischen Zentralregierung. Schon im Jahre 1921 wurde mit Unterstützung Moskaus die Autonome Mongolische Volksrepublik begründet.

Nach dem Vormarsch der Japaner in die Mandschurei, nach Jehol und in die Innere Mongolei anfangs der dreissiger Jahre, wuchs das Interesse der Sowjets an diesen Landstrichen sehr wesentlich. Denn die Äussere Mongolei beherrscht den Zugang zum Fernen Osten und an ihrer Grenze ziehen sich die Geleise der für die Sowjetunion lebenswichtigen Transsibirischen Eisenbahn hin. Um gegen örtliche Aktionen der Japaner gewappnet zu sein, schloss der Kreml im Jahre 1936 ein Defensivbündnis mit der Mongolei ab und russische motorisierte Verbände nahmen an dem Vormarsch auf Kalgan und andere nordchinesische Städte teil, als Japan 1945 den kurzen Feldzug unternahm. Im gleichen Jahre verzichtete China auf alle politischen Ansprüche und Rechte in der Äusseren Mongolei, der im Abkommen von Jalta der «status quo» garantiert wurde. Im Oktober 1949 organisierten dann die Sowjets nach bekannten Methoden eine «Volksabstimmung», bei welcher gleichzeitig die nominelle Unabhängigkeit der mongolischen Volksrepublik bestätigt und ihr Anschluss an die UdSSR perfekt gemacht wurde.

Diese Autonome Republik mit ihren reichen Rohstoffquellen ist für die Sowjetunion in wirtschaftlicher und strategischer Hinsicht von grösstem Wert. Sie liefert Wolle und Häute und die Geologen konnten auch hier Vorkommen an

Eisen, Kohle, Kupfer, Blei, Gold und Silber feststellen, deren Ausbeutung Russland den grössten Gewinn verspricht. Eine Bahn mit russischer Spurweite führt bis Ulan Bator, verbindet also die Hauptstadt der Äusseren Mongolei mit der Transsibirischen Eisenbahn, die sie bei Ulan-Ude, der Hauptstadt der Burjätisch-Mongolischen Sowjetrepublik, erreicht.

### *Die Mandschurei*

Die Mandschurei, in deren Ausbeutung sich Japan und Russland ablösen, ist heute stärker industrialisiert als jedes andere Gebiet Chinas. Der enorme Reichtum an Bodenschätzen, deren Erschliessung in erster Linie den Japanern zu verdanken ist, zahlreiche Bergwerke, Industrie- und Kraftanlagen sowie die Rekordernten an Getreide und Sojabohnen machen dieses Land zu einer Schatzkammer, deren Überfluss die Mängel des sibirischen Wirtschaftsdepartementes reichlich deckt. Die Mandschurei ist militärisches und wirtschaftliches Schlüssel-land Ostasiens.

Nach der Niederwerfung des japanischen Kaiserreiches und der Machtergreifung der Kommunisten in China scheint für die Sowjetunion das Spiel in Asien gewonnen. Auf Grund des Geheimabkommens von Jalta, das den Kriegseintritt Russlands gegen Japan vorsah, hat die UdSSR erhebliche Gebiets-erweiterungen vornehmen können: die Annexion der Kurilen und Süd-Sachalins machten praktisch das Ochotskische Meer zu einem sowjetischen Binnenmeer, der später hinzugepachtete Kriegshafen von Port-Arthur wurde zu einem sowjetischen Marinestützpunkt ausgebaut und der Handelshafen Dairen bildete einen wichtigen Umschlagplatz für Heereslieferungen nach China und dadurch auch für Moskau. Am wichtigsten aber war die Anerkennung der sowjetischen Sonderrechte in der Mandschurei durch China und die Vereinbarung über die gemeinsame Verwaltung des mandschurischen Eisenbahnnetzes, eine Konzession, deren enormer strategischer Wert klar zu erkennen ist.

Seit der Oktoberrevolution im Jahre 1917 war das bolschewistische Russland 20 Jahre hindurch von einem «cordon sanitaire» misstrauischer und feindlicher Länder umgeben. Nach dem Zweiten Weltkrieg, dessen Ausgang durch das Ausscheiden Deutschlands als europäische Macht den Sowjets die «Wiedereroberung ihres Westens» mühelos ermöglichte, nahm die territoriale Expansion der UdSSR immer beunruhigendere Formen an. Wenn die Sowjetunion auch heute über einen «Lebensraum» verfügt, wie ihn sich Hitler in seinen wahnwitzigsten Träumen nicht grösser hätte wünschen können, scheint doch der Machthunger des Kreml noch lange nicht gestillt zu sein. Denn der breite Gürtel der neuen Grenzländer begünstigt neue Abenteuer und könnte den russischen Polypen dazu verlocken, seine Fangarme noch weiter auszustrecken. Die Welt, soweit sie noch nicht dem Roten Stern untersteht, wird gut daran tun, die Gefahrenzonen in Europa, aber auch in Asien, unter scharfer Kontrolle zu halten.

B. v. L.

## **USA in der Verwandlung**

Wir bringen diesen Artikel, der unter dem Titel «Die Industrialisierung der amerikanischen Landwirtschaft» in der Monatsschrift «Mercur» (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Januar 1952) erschienen ist, weil er ein ungewöhnlich eindrückliches Bild vom inneren Strukturwandel Amerikas vermittelt, und die Richtigkeit dieses Bildes mit guten Angaben beweist. Ob freilich die Schlussfolgerungen notwendig so gesehen werden müssen, scheint uns fraglich. Doch berühren dieselben nicht die Richtigkeit des Situationsberichtes, der uns sehr wertvoll zu sein scheint.

### *Die Industrialisierung der amerikanischen Landwirtschaft*

Es ist ungewöhnlich schwer, sich ein Bild von dem ehrwürdigsten Produktionszweig der Vereinigten Staaten zu machen, der Landwirtschaft. Es gibt kein Standardwerk, das man nachschlagen könnte. Das Material ist verstreut in Berichten offizieller Kommissionen, im Congressional Record, in den Statistiken der föderalen Regierung (die hervorragend sind), in ein paar Geschichtsbüchern, Monographien, Publikationen landwirtschaftlicher Organisationen, Zeitschriften

usw. und ist sehr häufig gefärbt durch die Interessen der Herausgeber. Auch ist das Landleben in Amerika so sehr von Traditionen umrankt, dass es nicht immer leicht ist, den Weg durch das Dickicht zu finden. Das Schulhaus («the little red house») und das Farmhaus («the house of my parents») sind stets die traditionellen Landmarken des amerikanischen Lebens gewesen. Auf einer Farm geboren zu sein, hiess nicht nur, das Licht der Welt als freier Mann erblickt haben, sondern auch die echt amerikanischen Tugenden des «plain living» und «high thinking» besitzen. «Hier auf der Farm ist alles neu, friedlich und götig», schrieb bereits 1793 Hector St. John de Crèvecoeur in seinen «Briefen eines amerikanischen Farmers». «Hier haben wir keinen Krieg gehabt, der unsere Felder verwüstet hat... Hier kann man über die allerersten Anfänge und die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft nachsinnen, von denen man in keiner Ecke der Welt, mit Ausnahme dieser, noch Spuren finden wird... Hier haben wir bis zu einem gewissen Grade die uralte Würde des Menschengeschlechts wiederhergestellt... Hier sind wir wieder eine Rasse von Landbauern (cultivators) geworden... In jedem Augenblick, wo ich mein eigenes Land betrete, fühle ich mich erhoben durch das, was mich umwebt: Eigentum, unveräusserliches Recht und Unabhängigkeit...» Es ist eine Melodie, die sechzig Jahre später Walt Whitman wieder aufnimmt: es ist die Melodie Amerikas, sein Kontrapunkt, der Klang seiner Seele.

Man klammert sich daher in Amerika noch heute an diese Musik. Man hat das Gefühl, dass Amerika den schönsten Stein aus seiner Krone verliert, wenn die Farm nicht bleibt, was sie für die Väter gewesen ist. Es waren die Farmer, die Amerika bevölkert haben; es waren Farmer, die seine Grenzen von den Appalachen vorgeschoben haben bis zum Pazifik. Man braucht nur eine vielgelesene Wochenschrift wie die «Saturday Evening Post» in die Hand zu nehmen und die Titelbilder anzusehen, um eine Vorstellung davon zu erhalten, was die Farm im amerikanischen Leben bedeutet: von 52 Bildern werden wenigstens 20 die Farm, das Farmhaus oder den Farmer glorifizieren, und sei es auch nur durch ein rot-schwarz kariertes Hemd. In Worte übersetzt, sagen alle diese Bilder: «Wir Amerikaner haben es vielleicht nicht verhindern können, dass uns Handel und Industrie über den Kopf gewachsen sind und zu viele von uns zu Angestellten gemacht haben: aber hier auf der Farm ist noch Freiheit und all das Glück, für das der Name Amerika nur ein anderes Wort ist.»

Aber was haben nun die Statistiken dazu zu sagen? Schlägt man einen der bekannten Almanache nach, so hat man den Eindruck, dass sich die Dinge tatsächlich so verhalten wie die Legende will. Die Zahl der Farmen hat sich von 1850 bis 1950 fast vervierfacht und die Anbaufläche auch. Da sich die Zahl der Bevölkerung in der gleichen Zeit etwa versechsfacht hat, so könnte man, unter Berücksichtigung der langsameren Entwicklung des Landes, vermuten, dass die Entwicklung mit anderen Produktionszweigen ungefähr parallel gegangen ist. Auch scheinen die Produktionsziffern der wichtigsten Produkte das zu bestätigen. Aber das wäre eine sehr oberflächliche Interpretation von Ziffern. Ginge es nur darum, nachzuweisen, dass sich die Anbauflächen und die Produktionsmengen erhöht haben, so könnte die Sowjetunion mit Zahlen aufweisen, die ebenso imponierend sind. Aber darum geht es nicht. Die Frage lautet nicht: Um wieviel ist die Produktion usw. gestiegen, sondern, wie verteilt sich diese Produktion auf die Farmbevölkerung? Nur dann wäre man in der Lage zu beurteilen, ob sich, entsprechend der Vervielfachung von Land, Leuten und Produktionsmengen, auch jene Güter vervielfacht haben, um derentwillen der Farmer arbeitet und die Crèvecoeur als «Eigentum, unveräusserliches Recht und Unabhängigkeit» bezeichnet hat.

Der US-Census of Agriculture (1945) lässt keinen Zweifel darüber, dass dies nicht der Fall ist. Die Zahl der mitt-

leren und kleinen Farmen nimmt nicht zu, sondern rapide ab. Farmen von etwa 40 ha repräsentierten noch 1920 17,1% der gesamten anbaufähigen Fläche und umfassten 1945 nur 11,4%. Dagegen nimmt die Fläche der Grossfarmen ständig zu. Sie betrug 1920 23,1% und erreichte 1945 40,3%. Gleichzeitig vermehrte sich die Zahl der Farmen von mehr als 400 ha von 67 405 im Jahre 1920 auf 122 899 im Jahre 1945, so dass heute etwa 2% aller Farmer Besitztitel über mehr als vier Zehntel des gesamten verfügbaren Bodens haben. Parallel mit dieser Eigentumsverschiebung geht selbstverständlich die der Produktion: während 50,4% aller Farmer nur 10,4% des totalen Wertes landwirtschaftlicher Produkte erzeugen konnten, produzierten 2% nicht weniger als 25% dieses Wertes.

Mit anderen Worten: Es kann auf keine Weise mehr geleugnet werden, dass der Konzentrationsprozess des Kapitals, den man seit einem Jahrhundert in der Industrie verfolgt, in Amerika auch auf die Landwirtschaft übergegriffen hat und dort genau die gleichen Erscheinungen wie in der Industrie zeitigt. Der Farmer stirbt langsam aus, so wie der Handwerker bereits gestorben ist, und mit ihm «Eigentum, unveräusserliches Recht und Unabhängigkeit».

An diesem Punkt, an dieser entscheidenden Wendung des amerikanischen Lebens setzen nun die Gedankengänge und Argumente eines Buches ein, das in vielfacher Hinsicht grösste Beachtung verdient: René Dumonts «Les Leçons de l'Agriculture Américaine (Flammarton, Paris 1950)». Trotz der Eindeutigkeit und Rigorosität aller Zahlen nämlich schien es bisher, als ob es doch noch eine Tür geben könne, um den Farmer zu retten. Es gab eine beträchtliche Anzahl Autoren, die nicht nur überzeugt waren, dass Subventionen das Wunder vollbringen könnten, sondern auch die Ansicht vertraten, dass man dem Anwachsen des Grossgrundbesitzes auf die gleiche Weise steuern kann wie dem Anwachsen der Trusts: dass es also nur einer entsprechenden Gesetzgebung bedarf und der erforderlichen Mittel für die Exekutive, um mit dieser neuen Hydra fertig zu werden.

Dumont zeigt nun, dass dies nicht möglich ist. Es wird verhindert durch die Mechanisierung der Landwirtschaft, die in den Staaten unaufhaltbar ist. Allein die Zahl der Traktoren, von einigen Dutzend anderer Maschinen ganz zu schweigen, ist von einer Viertelmillion im Jahre 1920 auf mehr als einund-einhalb Millionen im Jahre 1940 gestiegen.

Man muss, um die ganze Bedeutung des Vorgangs zu begreifen, sich daran erinnern, was die Mechanisierung des Handwerks, die Industrialisierung, bedeutet hat. Man pflegt zu sagen, dass die Maschine das Produkt verbilligt habe. Aber das ist selbstverständlich eine abgekürzte Redeweise. Ein Schuh, der durch eine Maschine produziert wird, ist unendlich viel teurer als derselbe Schuh von einem Handwerker hergestellt, weil die Maschine sehr viel Geld kostet. Es ist also nicht «der» Schuh, der billiger wird, sondern die Produktion vieler Schuhe oder die Menge. Kann die Menge, die für die Rentabilität der Maschine erforderlich ist, nicht verkauft werden, so produziert die Maschine nicht billig, sondern teuer. Jede Industrialisierung bedeutet daher nicht nur die Mechanisierung eines ehemaligen Handwerks, sondern auch eine gewisse Expansion des Marktes. Die Expansion, der Absatz, ist somit nicht etwas, das zur Industrialisierung hinzukommt, sondern die Industrialisierung selbst, ihr wesentlicher Bestandteil. Mit anderen Worten: Die Maschine diktiert, was getan werden muss, und nicht der Mensch der Maschine.

Der gleiche Prozess vollzieht sich nun durch die Industrialisierung der Landwirtschaft. Eine riesige Maschine wie die «Combine» produziert nicht billiger, sondern teurer als eine Gruppe von Landarbeitern. Die Verbilligung tritt nur dadurch ein, dass der Faktor der Menge berücksichtigt wird, der hier identisch ist mit der Expansion der zu bearbeitenden Fläche. Es ist daher prohibitiv teuer, zwei Hektar mit der Maschine zu bearbeiten, aber es ist unendlich billig, wenn man über tausend

Hektar verfügt. Mit anderen Worten: Die landwirtschaftliche Maschine führt zum Grossgrundbesitz zurück. Abermals diktiert die Maschine, was getan werden muss, und nicht der Mensch der Maschine.

Die Arbeit Dumonts — die eine rein fachwissenschaftliche Arbeit ist (er wurde von der französischen Regierung nach Amerika geschickt, um die Industrialisierung zu studieren) — besteht nun darin, die gegenwärtige Situation in den Staaten zu beschreiben und zu analysieren. Es interessiert ihn, zu wissen, wie sich die Industrialisierung in den Staaten ausgewirkt hat, und was sein eigenes Land von Amerika lernen könne. Er führt diese Untersuchung in vorbildlicher Weise durch, indem er nicht nur die wichtigsten Agrarstaaten der Union wie Virginia, Pennsylvania, Ohio, Indiana, Wisconsin, Iowa, Kansas, Louisiana, Florida usw. unabhängig behandelt, sondern auch die wichtigsten Produkte wie Mais, Tabak, Weizen, Reis, Kartoffeln, Milch usw. Er vermeidet es auf diese Weise, zu Statistiken und Durchschnittswerten zu gelangen, die stets die interessantesten Tatsachen verschleiern, denn was heute eine Spitzenleistung der Maisproduktion in Iowa ist, kann morgen bereits eine Standardleistung in Kansas sein. Man bekommt also ein sehr detailliertes Bild der gesamten amerikanischen Landwirtschaft, und dieses Bild wird sogar noch durch eine grosse Anzahl von Vergleichen belebt, die Dumont zwischen Amerika und anderen Ländern zieht, hauptsächlich zwischen Amerika einerseits und Frankreich und Indochina (das er aus eigener Anschauung kennt) andererseits.

Das Ergebnis dieser Untersuchungen ist nun überall das Gleiche: dass nämlich, von ein paar speziellen Produkten abgesehen, die intensive Landwirtschaft, die Europa bevorzugt, mit der industrialisierten Amerikas nicht konkurrieren kann. «Man braucht für einen Hektar Weizen auf einigen amerikanischen Farmen fünf und ein Viertel Arbeitsstunden pro Arbeiter von der Saat bis zum Silo, während man auf einer durchschnittlich gut equipierten französischen Farm zehn und zwanzig Tage braucht. . . Selbst die Durchschnittsleistung aller amerikanischen Farmen vor dem Kriege lag um 21 Stunden pro Hektar» (p. 147). Leistungen wie in Indiana z. B., «wo innerhalb einer Dekade die Produktivität (durch die Industrialisierung) nicht nur um 72% erhöht, sondern auch die Produktionsunkosten um 36% gesenkt werden konnten, am Goldstandard gemessen», sind nicht nur in Frankreich, sondern auch in jedem anderen europäischen Lande vollkommen undenkbar (p. 86). Die günstigste Relation, die sich zwischen der amerikanischen und der französischen Produktivität errechnen lässt, ist  $3\frac{1}{2}$  zu 1. Diese Relation wird märchenhaft, nämlich 50 zu 1 (in einem Falle sogar 1000 zu 1!), wenn man Amerika nicht mit Frankreich vergleicht, sondern mit dem fruchtbarsten Teil Indochinas. Der Mais bringt in den Vereinigten Staaten 21 quintal Korn pro Hektar bei einer pro Hektar durchschnittlichen Arbeitszeit von 60 Stunden, also ein Kilo in zwei Minuten. . . während ungeschälter Reis vom besten Tonkineser Boden etwas über 14 quintal bringt oder 10,5 geschälten Reis bei einer Arbeitszeit von über 150 Tagen oder 1500 Arbeitsstunden. . .» (p. 327). Bei allen diesen Vergleichen sind sogar Spitzenleistungen nicht berücksichtigt, denn «eine gut equipierte Farm im Zentrum Iowas ist imstande. . . ein Pfund Mais in  $4\frac{1}{4}$  Sekunden zu produzieren. . . Die Produktion der Grundnahrung der ärmeren Klassen erfordert damit praktisch genommen keine Arbeit mehr: man darf dies als ein kapitaless Ereignis in der Geschichte der Menschheit bezeichnen» (p. 328).

Von gleicher unabsehbarer Bedeutung ist die Industrialisierung für die Landarbeiter. Aber der Parallelismus zwischen Industrie und industrialisierter Landwirtschaft lässt sich in diesem Falle nicht mehr verfolgen. Im Gegensatz zur Entwicklung der letzten 150 Jahre, die zwar den Handwerker brotlos gemacht hat, aber imstande war, ihn als Arbeiter zu absorbieren — und sogar unendlich viel mehr Arbeiter zu absorbieren, als es jemals Handwerker gegeben hat —, ist die industrialisierte

Landwirtschaft nicht imstande, dem Arbeiter einen Ersatz zu bieten. Der Grund ist, dass in der Landwirtschaft die Expansion auf die der einzelnen Farmen beschränkt ist und an dem Umfang der nationalen Anbaufläche ihre Grenzen hat. Diese Anbaufläche kann nur durch Kriege erweitert werden. Aber solange dies nicht geschieht, muss jede landwirtschaftliche Industrialisierung einen sehr hohen Prozentsatz aller Landarbeiter zwangsläufig brotlos machen, da ja die Anbaufläche stets die gleiche bleibt und die Maschine die Zahl der benötigten Arbeitskräfte auf ein Minimum reduziert. Und dieser Prozess ist auch bereits seit Jahren nachweisbar. Allein der Traktor hat in Texas in sieben Jahren (1926—1933) etwa 10 000 Arbeiter eliminiert. In Iowa sollen nicht weniger als 20 000 eliminiert worden sein. Man behauptet sogar, dass die Einführung der Combine in Kansas etwa 150 000 Menschen um ihr Brot gebracht habe. Allein von 1949 bis 1950 sank die Zahl der Landarbeiter von 8,4 Millionen auf 7,1 Millionen (US-Census 1950). Ein extremer Fall, der aber die Situation gut illustriert, ist die Campbell Corporation, die 24 000 ha kultiviert, also ein kleines Königreich, und für diese enorme Fläche, die aus technischen Gründen in drei Farmen von 8000 ha aufgeteilt ist, nicht mehr als 30 Angestellte braucht und ein Maximum von 120 Saisonarbeitern für die Ernte. Dumont zieht daraus den richtigen Schluss: «Die Bewirtschaftung wird damit mehr eine Kapitalfrage als eine Arbeitsfrage. Die Landwirtschaft tritt in die kapitalistische Phase, von der man bisher angenommen hatte, dass sie auf Handel und Industrie beschränkt ist» (p. 145). Die landwirtschaftliche Industrialisierung erlaubt eben durch ihre mechanisierten Methoden «nicht nur viel grössere Flächen zu kultivieren, sondern der ökonomische Vorteil des Betriebes wächst auch. . . mit der Grösse der Fläche» (p. 104). Das aber heisst: «Es werden nicht nur weniger Landarbeiter gebraucht werden, sondern auch weniger Landwirte.

Amerika war zu 98% ein Agrarland, als es begann. Von ein paar verlorenen Handwerkern und Kaufleuten abgesehen, war jeder Bürger ein Farmer. Noch 1910 betrug die ländliche Bevölkerung 35%, 1949 dagegen nur noch 19%, ein Jahr später bereits nur 18%. «In einer Generation werden die Vereinigten Staaten. . . nicht mehr als 8% Landwirte haben», zitiert Dumont einen Experten. Man wird nicht mehr brauchen und ist sogar stolz darauf.

Es ergibt sich aus allen diesen Zahlen, dass der traditionelle amerikanische Farmer, der Eckpfeiler der gesamten amerikanischen Zivilisation, dessen frontier-Arbeit das Land seine Grösse verdankt und den jede Generation bis auf unsere Tage glorifiziert hat, der Vergangenheit angehört. Bereits heute können amerikanische Agronomen in der Existenz kleinerer Farmen nichts anderes mehr sehen als ein Produktionshindernis, ein atavistisches Residuum aus vergangenen Zeiten, das die Nation nur Geld kostet, und so schnell wie möglich beseitigt werden sollte. Solche romantischen Gebilde können nicht mehr rentieren. Und sie rentieren tatsächlich nicht. «Man sagt von einem Farmer (in Iowa), dass er gut reüssiert hat, wenn er am Ende seines Lebens imstande war, das Inventar, den Viehstand und den Grund und Boden ohne Hypotheken sein eigen zu nennen. Dieser Fall ereignet sich jedoch nicht allzu häufig» (p. 115). In einem relativ günstigen Jahre (1948) betrug das durchschnittliche Nettoeinkommen eines Farmers 909 Doll., d. h. fast 500 Doll. weniger als das Minimum, das von der Farm Security Administration errechnet wurde. (Man schlage den Congressional Record vom 7. April 1949 nach, wo diese Angaben vom Landwirtschaftsminister persönlich einer Kongress-Kommission gegeben werden.)

Man darf also behaupten, dass die amerikanische Ackerbaukolonisation wahrscheinlich ihrem Ende recht nahe ist. Was das für Folgen haben wird, kann niemand voraussehen. Roscher schrieb vor genau 60 Jahren: Nach meiner Ansicht wird die proletarisch-kommunistische Gefahr, der freilich bald der Cäsarismus folgen würde, für Nordamerika dann erst bedeutend

werden, wenn seine Ackerbaukolonisation ihr Ende erreicht hat» (Politik, p. 453). Die kommunistische Gefahr für Nordamerika ist fiktiv, aber die Fiktion ist gross genug, um einen Cäsarismus amerikanischer Prägung nicht unwahrscheinlich zu machen.

Man pflegt von Revolutionen zu sprechen, wenn sich ein Regierungswechsel unter Rauchentwicklung vollzieht und ein paar Leute auf der Strasse liegen bleiben. Aber grosse Revolutionen vollziehen sich lautlos. Und die Industrialisierung der Landwirtschaft ist eine solche. Sie wird nicht nur das Antlitz Amerikas, sondern auch der Welt verändern. Nicht nur der amerikanische Farmer, sondern auch der Bauer in Europa und Asien wird langsam verschwinden, oder fast verschwinden. Ein ganzer Stand, der ehrwürdigste der Menschheit, der alle Revolutionen von Jahrtausenden überlebt hat, wird auf den Schutthaufen der Geschichte geworfen werden, und mit ihm wird sich alles in Asche auflösen, was zur Welt dieses Standes gehörte: vor allem das bisschen mühselig erarbeitete Freiheit, das eine einzige Hektar Land geben kann. Das letzte Reservoir der Menschheit, ihr numerisches sowohl wie ihr moralisches, wird geleert werden.

Man darf diese Prophezeiung wagen, weil man bereits bemerkt haben wird, dass die amerikanische Entwicklung vollkommen parallel mit der russischen geht. Um die «Getreideschlacht» zu gewinnen, hatte man in Russland bereits im Jahre 1930 die vielen Millionen kleiner privater Landgüter (Russland hatte 110 Millionen Bauern!) zu 242 000 Kolchosen oder Kollektivfarmen reduziert, denn nur auf diesen Riesenfarmen rentierte die Industrialisierung, ohne die die Schlacht nicht gewonnen werden konnte. Und sie wurde selbstverständlich ge-

wonnen — in weniger als fünf Jahren — mit einer Steigerung von 215 Millionen quintal auf 308 Millionen. Der Zufall will es sogar, dass einer der modernsten Landwirte Amerikas, jener General Campbell, der der oben erwähnten Campbell Corporation seinen Namen gegeben hat und noch heute ihr Generaldirektor ist, damals als Techniker Mitglied des wichtigsten russischen Landwirtschaftsbüros war, das die Aufgabe hatte, die Verteilung von Traktoren und anderen Maschinen für die sowjetische Hülsenfruchtproduktion zu organisieren. Er hat die russischen Methoden anscheinend nach Amerika gebracht, wo ihr Erfolg natürlich der gleiche sein musste wie in Russland; denn es ist für den Erfolg der Industrialisierung vollkommen gleichgültig, ob an der Spitze des landwirtschaftlichen Unternehmens ein vom Staat oder ein von einer Aktiengesellschaft ernannter Manager steht. Worauf es ankommt, ist vielmehr die Reduktion kleiner Farmen zu einer gewissen Anzahl von Grossfarmen und die Bewirtschaftung dieser Grossfarmen nach den rationalen Prinzipien, die durch die Anschaffungskosten der Maschine diktiert werden. Und zwar ohne jede Rücksicht auf das Wohl und Wehe des Individuums. Nicht die Persönlichkeit zählt, sondern die Produktionsmenge. Es dürfte sich sehr bald zeigen, dass das schöne Wort von dem «höchsten Glück der Erdenkinder» der Schwanengesang der Persönlichkeit gewesen ist.

Wie konnte man so viel Genie besitzen, dass man, wie Tocqueville in seiner «Demokratie in Amerika», bereits im Jahre 1836 schreiben konnte: «Zwei grosse Nationen, die an ganz verschiedenen Enden beginnen, marschieren auf dasselbe Ziel los: dies sind die Russen und die Amerikaner...»

L. M. Lawrence

## Ex urbe et orbe

### War der Urmensch Monotheist?

Vor einigen Jahrzehnten sah sich die Wissenschaft der menschlichen Vorgeschichte vor der umwälzenden Feststellung, deren Nachweis dem Forscher W. Schmidt S. V. D. gelungen war, dass die primitiven Völker, wie zum Beispiel afrikanische Zwergstämme, nicht den niedersten Religionsformen zugehörten, sondern einen einzigen höchsten Gott kannten und verehrten, also Monotheisten genannt werden konnten. Bis dahin hatte die materialistische Entwicklungslehre rundweg behauptet, der Mensch, der sich aus der Tierwelt entwickelt habe, sei aus den rohesten Formen dumpfer Religionslosigkeit über Totemismus, Animismus und Polytheismus zu den heutigen vergeistigten Religionsformen emporgestiegen. Diese Annahme, die als unantastbares Dogma galt, wurde über den Haufen geworfen von der Gottesverehrung jener Menschenstämme, die, als die armseligsten, dem Tier am nächsten, dem Geist am fernsten galten. Wenn auch ihr Ein-Gott-Glaube recht bescheiden schien, so war er doch klar genug, um den biblischen Bericht einer Uroffenbarung zu stützen: Am Beginn der Menschheitsgeschichte steht ein schlichter Glaube an den einen wahren Gott, während alle anderen Formen nur Entartungen einer späteren Entwicklung darstellen.

Freilich blieb dabei ein ernster Einwand bestehen: Ist aus der religiösen Haltung der heute lebenden primitiven Völker ein gültiger Rückschluss auf den Glauben der längst ausgestorbenen Urmenschen möglich? Nun sind in den letzten Jahren in steigendem Umfang wertvolle Funde über den Frühmenschen und seine Lebensformen gemacht worden; es wurden auch religiöse Darstellungen, Götterfiguren zutage gefördert, und zwar bis an die Schwelle der Steinzeit immer wie-

der männliche und weibliche Figuren, also Zeugen eines Mehr-Gott-Glaubens. Das schien der alten Entwicklungstheorie wieder recht zu geben. Erst die jüngsten Funde, die bis ins ältere Paläolithikum, anthropologisch gesehen bis zu den Neandertalern und Vor-Neandertalern hinaufreichen, bringen Zeugnisse von der Verehrung einer männlichen Gottheit, ja in so eigenartiger Umgebung, dass der Forscher geneigt ist, diesen Frühmenschen das Bewusstsein um nur eine solche männliche Gottheit zuzuschreiben. Herbert Kühn, Professor der Vorgeschichte an der Universität Mainz, legt in seiner jüngsten Schrift, «Das Problem des Monotheismus», die er der Akademie der Wissenschaften zu Mainz unterbreitet hat, einen beachtlichen Deutungsversuch der bisherigen Ausgrabungsergebnisse vor. Bei aller Vorsicht in der Interpretation, die hier naturgemäss geboten bleibt, hält er auf Grund der wissenschaftlichen Forschungstatsachen den Schluss für berechtigt, dass am Beginn der Menschheitsgeschichte die Verehrung eines Gottes, also der Monotheismus, steht. «Vor einiger Zeit noch», schreibt er, «pflegte man zu sagen, dass der Mensch durch zwei Dinge sich unterscheidet vom Tier, durch das Feuer und durch das Werkzeug. Diese Anschauung ist zu erweitern; der Mensch unterscheidet sich dadurch vom Tier, dass da, wo er ist, auch immer Gott ist... Im Anfang steht nicht der Polytheismus, sondern im Anfang steht der Monotheismus.» (Vgl. die kritische Stellungnahme zu Kühns Buch in der Trierer Theol. Zeitschrift, Nr. 60, 1951, S. 433 ff.) Der grabende Spaten hat den ungläubigen Materialisten in die Höhlen und Gräber des Frühmenschen geführt; er hat einen Menschen ans Tageslicht gebracht, wie die Entwicklungslehre ihn nicht erwartet hatte: einen Erfinder, einen gestaltenden Künstler, und nun auch einen homo religiosus, der sich seiner Bindung an den einen überweltlichen Gott bewusst war.

## Um Tragik und Sendung der mittleren Generation Europas

Zu Anfang dieses Monats trafen sich auf Einladung des Vertreters der amerikanischen National Catholic Welfare Conference und der Jungen Mannschaft gegen 50 Menschen der katholischen jüngeren Generation aus den mittel- und westeuropäischen Ländern, um sich über ihre Lage und Probleme gegenseitig auszusprechen. Holland, Belgien, Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Österreich waren vertreten. Es ging um die Generation, die zwischen 1910—1925 geboren war, zum Teil zwei Weltkriege zuerst als Kind, dann als Soldaten mitgemacht hatte, Inflation, trügerische Hochkonjunktur, Zusammenbruch, Arbeitslosigkeit, Hitler-Regime, neuen Krieg, Besetzung und Bestrafung, Versuch eines neuen Aufbaues, miterlebt hat: eine Generation, die in ihrem Leben nur allzu viele Umschwünge, aber nie ein ruhiges Leben gesehen hat — die heute in den besten Mannesjahren steht, sich aber um das Leben betrogen fühlt.

Sie hat aus der Zeit der Jugendbewegung, der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, des Widerstandes, der höchsten Anspannung im Krieg einen Antrieb mitbekommen, über das blosse «bürgerliche Leben» hinaus an der Gestaltung einer neuen Welt Anteil zu nehmen, und fühlt sich doch zu sehr geschwächt, in der beruflichen Ausbildung vernachlässigt, von den heute herrschenden Gewalten übergangen, zu schwach, um ihrem Willen Ausdruck und Geltung zu verschaffen. Sie fühlt sich als «Zwischengeneration»; aber nicht als verbindendes Glied, sondern als von beiden Seiten ausgeschlossene. Was die ältere Generation der 50—70jährigen macht, erscheint ihr bei allem überragenden Können (das sie bewundert und beneidet, weil sie selbst die Erfahrung und Routine nicht besitzt, um sich durchzusetzen) als Restauration, als Rückfall in längst überholt geglaubte Zeiten und Formen, als Scheinlösungen, die heute wohl glatt sich abwickeln und ansehnliche Erfolge erzielen, die tieferen Fragen aber gefährlich ungelöst lassen. Die jüngere Generation der 15—25jährigen andererseits empfinden sie als allzu sachlich, nüchtern und ideallos, bloss auf Fortkommen und materiellen Erfolg bedacht, als reine Mechaniker, die Aufträge ausführen, am allgemeinen äusseren Rummel teilnehmen und Geld verdienen wollen.

So droht diese mittlere Generation in Resignation und Verbitterung zu versinken. In weitesten Kreisen macht sich die «Ohne-mich»-Stimmung breit. Es wäre ganz falsch, sie als Interessellosigkeit zu deuten. Nein, sie ist ein Eingeständnis der Enttäuschung und zugleich der Ohnmacht, dem eigenen Willen Wirklichkeitskraft zu verschaffen. Eine gefährliche Stimmung, die diese mittlere Generation ähnlich wie einst den Mittelstand von 1930 und 1933 irgendeiner Bewegung zutreiben könnte, die ihr Aufstieg und Verwirklichung ihrer Ziele verspricht.

Diese Stimmung gilt nicht nur für den staatlichen und gesellschaftlichen, sondern weitgehend auch für den kirchlichen Raum. Mit auffallend starker Betonung wurde immer wieder das Wort ausgesprochen, dass man zwar keine Glaubenszweifel habe, und die alte Apologetik weder wünsche noch brauche, dass man auch ein persönliches religiöses Leben durchaus zu führen bestrebt sei, dass man aber dem «kirchlichen Betrieb», angefangen von den gottesdienstlichen Formen und Predigten bis hin zu den Organisationen und zu den Kundgebungen der kirchlichen Hierarchie, innerlich fremd, ja misstrauisch und ablehnend gegenüberstehe. Die Gemeinschaftsmesse z. B. von Menschen, die doch tatsächlich in keiner lebendigen Gemeinschaft des Lebens und Strebens stehen, empfindet man als künstlich und unecht, die liturgische Bewegung für zu ästhetisch und an den harten Problemen des täglichen Lebens vorbeigehend, die «dogmatischen Zänkereien» für lebensfremd und wenig ergiebig. (Welch ein Wandel gegenüber den Jahren um 1930!) Wohl lebt eine tiefe religiöse Sehnsucht in den Seelen —

weitgehend auch der Nichtkatholiken, ja früher kalt, interesselos und feindlich gegenüberstehender Schichten des Volkes (so selbst in manchen ehemals marxistischen Kreisen) — aber man findet sich weder angesprochen, noch findet man selbst die Kraft, echte neue Formen zu schaffen.

Auf staatlichem und gesellschaftlichem Gebiet ist die Lage noch drastischer. Niemand kann sich darüber täuschen, dass die gegenwärtige Demokratie zu diesen Herzen keinen wirklichen Zugang gefunden hat. Es ist hier nicht der Ort, auf einzelne Gründe einzugehen. Aber die Tatsache ist anerkannt. Es wäre auch hier abwegig, sie einfach mit faschistischen Neigungen gleichzusetzen. Viel eher ist es eine Ablehnung der individualistischen und ideenlosen Form, in der die Demokratie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stecken geblieben ist. Auf alle Fälle herrscht hier ein gefährliches Vakuum, das nur allzu sehr nach verderbenbringenden Einbrüchen hin offensteht, ja nicht selten geradezu ruft.

Gibt es niemand, der einen gangbaren Weg zu zeigen, der die grossen hier brachliegenden Kräfte für eine grosse Sache zu mobilisieren vermag?

Es braucht dazu, so will uns scheinen, vor allem zwei Dinge:

1. Diese Generation muss von ihren grossen Weltverbesserungsplänen heruntersteigen in die konkrete Verwirklichung im kleinen, begrenzten Raum. Es besteht allzusehr die Gefahr, dass sie innerlich zerrissen den fahrenden Wolken nachschaut und darüber die Freude am täglichen, soliden, ruhigen Werk sich verdrissen lässt. Die Weltumformung, die sie erstrebt, muss in der kleinen Zelle beginnen: in der Gestaltung der Familie, des Berufes, der Gemeinde, des Betriebes, der eigenen Gewerkschaft. Vielleicht muss sie in den meisten Fällen auf die sichtbaren führenden Posten verzichten: Aber wenn sie an die umwandelnde Kraft der täglichen, aus innerer Überzeugung geformten Arbeit glauben lernt, so wird sie das leisten, was sie zu leisten vermag und den echten Grund zum Grossen legen.

2. Dazu braucht es freilich auch ein weitgehendes Verständnis von Seite der heute herrschenden älteren Generation. Sie ist vielfach allzu geneigt, alles selber zu machen, oder die mittlere Generation zu überspringen und sich an die jüngste zu wenden, weil sie dort willigere, leichter zu lenkende und mit ihr (vorläufig) nicht in Konkurrenz tretende Mitarbeiter zu finden vermeint. Die ältere Generation muss grosszügig und sich selber bescheidend anerkennen, dass mit einer Restauration der Zeiten vor 1933 die Fragen wohl für den Augenblick, aber keineswegs endgültig gelöst sind, dass es des — leider so lange missbrauchten und irregeleiteten — Idealismus dieser mittleren Generation bedarf, um Dauerhaftes und Weiterführendes zu schaffen. Wenn sie das nicht begreift, so kommt, und zwar in nicht allzuferner Zeit, der Tag, wo sich die Hohlheit des Bestehenden offenbaren muss und alles eben doch mit Gewalt zusammengeschlagen wird. J. David.

### Sabotieren die Sozialisten Europa?

Der Frankfurter internationale Kongress der «Sozialistischen Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa», der vom 15. — 17. Februar in Frankfurt tagte und Delegierte aus Deutschland, Frankreich, England, Italien, Belgien, Holland, Griechenland, Schweiz, Beobachter aus Österreich und Luxemburg, Vertreter der sozialistischen Exilparteien Spaniens, Polens, der Tschechoslowakei, Ungarns, Bulgariens, Rumäniens und der Ukraine umfasste, nahm unter anderem eine Resolution über «Die Grundsätze eines europäischen Sozialismus» an. Dies geschah zum Teil aus der Überzeugung heraus, dass es Pflicht der europäischen Sozialisten sei, die vordersten Verfechter der europäischen Idee zu sein, zum Teil wegen der «negativen und oft sich widersprechenden offiziellen soziali-

stischen Haltung». Nachdem sich die Resolution zur Dezentralisierung und zur «Demokratie der Institutionen» bekannt hat, führt sie unter Punkt 4 aus: «Weil der Sozialismus eine bessere Organisation der Produktion und ein höheres Lebensniveau für die Arbeiter erstrebt, kämpft er für ein föderiertes, demokratisches Europa, erste Etappe auf dem Wege zu einem sozialistischen Europa». Damit hat sich der Kongress gegen die Parole: «Nur ein sozialistisches Europa!» ausgesprochen. Das rote E in der Europafahne, die im Kongressaal hing, sollte also nicht besagen, dass man Europa nur unter der Bedingung wolle, dass es ein sozialistisches sei, sondern, dass ein sozialistisches Europa das letzte Ziel darstelle. «Sozialismus nur im Vereinigten Europa — Vereinigung Europas nur mit den Sozialisten», stand auf einem Spruchband, das in dem Saal zu sehen war.

In der Resolution heisst es dann anschliessend: «Der Sozialismus kann sein Schicksal nicht an die vorübergehende geschichtliche Erscheinung des souveränen Nationalstaates binden, der heute schon allein durch die Entwicklung der Produktivkräfte überholt ist. Die wirksame Verteidigung der Interessen der Arbeiter erfordert heute die Schaffung eines einheitlichen europäischen Marktes. Dieser Markt muss auf einem Netz übernationaler wirtschaftlicher Institutionen beruhen, die fähig sind, die Vollbeschäftigung zu gewährleisten, die Produktionen auszugleichen. . . Der Kampf der Arbeiter für ihre sofortigen Forderungen kann nur wirksam sein, wenn er mit dem Kampf für Europa verbunden ist. Dieser Kampf muss in der Aktion der sofort auf europäischer Ebene föderativ zusammenschliessenden Gewerkschaften zum Ausdruck kommen.

Im letzten Abschnitt der Resolution richtet der Kongress einen dringenden Appell an alle, die sich als Mitglieder der verschiedenen Parteien und Organisationen oder als Nichtorganisierte mit den Prinzipien der Resolution einverstanden erklären, sich im gemeinsamen Kampfe zu vereinigen, um eine demokratische sozialistische «Europäische Linke» zu bilden. Auch die fortschrittlichen Katholiken sind dazu eingeladen.

Die Resolution hat bei den massgebenden sozialistischen Parteiführern in den verschiedenen Ländern kein enthusiastisches Echo hervorgerufen. Das glühende Bekenntnis zu Europa wurde grossenteils mit ausgesprochenem Misstrauen beantwortet. Gerade in den Ländern, auf die es vor allem ankommt, in Deutschland, Frankreich und England, wurden skeptische bis scharf ablehnende Stimmen laut. Der offizielle deutsche «Sozialdemokratische Pressedienst» vom 19. 2. 52 brachte einen Artikel unter den Titeln: «Ein Kongress der Verwirrung» und «Auf dieser Basis nicht». Unter anderem heisst es da: «Die am Wochenende in Frankfurt tagende ‚Sozialistische Bewegung für die Vereinigten Staaten von Europa‘ konnte zwei Tage lang die Presse mit gefälligen Überschriften versorgen. Fragt man sich jedoch, was hinter den wohlklingenden und hochtrabenden Forderungen steht, so muss man objektiverweise berichten, dass repräsentative Persönlichkeiten, wie P. H. Spaak und André Philip noch keine Bewegung darstellen. Es war ein Kongress von Personen und nicht von

Parteien.» Kein namhafter Vertreter der Labour Party sei anwesend gewesen. Skandinavien fehlte. Die Delegierten hätten vorwiegend nicht die Haltung ihrer Partei vertreten können. Bei aller Anerkennung der Notwendigkeit, die europäischen Probleme intensiver als bisher zu diskutieren, habe dieser Kongress mehr der Verwirrung als der Klärung gedient.

Während die meisten französischen Delegierten in Frankfurt für die Resolution zugunsten einer europäischen Armee plädierten, spiegelte die Presse der französischen sozialistischen Partei eine wesentlich andere Haltung. Die Skepsis Englands ist zur Genüge bekannt.

Wo mögen die Gründe liegen, dass gerade die früher so international denkenden Sozialisten einer europäischen Lösung einen solchen Widerstand entgegenstellen und, statt mit europäischen, sich mit nationalstaatlichen und doktrinären Gedankengängen nähren?

Prüft man die Argumente, so sind sie durchwegs schwach und fadenscheinig. Man wird den Eindruck nicht los, dass allein die reine Parteipolitik den Weg bestimmt. Die Sozialisten stehen heute in einer Reihe von Ländern in der Opposition. Es wäre ihnen nicht möglich, Europa auf ihr Programm, auf ihre Ideologie zu stellen. Darum will man lieber gar kein Europa! An dieser Haltung wird auch P. H. Spaaks beschwörende Rede, die deutschen Sozialisten sollten endlich die «klare Sprache» einer europäischen Politik sprechen und die Franzosen sollten von ihrem politisch unfruchtbaren, rein negativen Misstrauen endlich zu einem deutsch-französischen Dialog kommen, nicht viel ändern.

Realpolitischer und konstruktiver ist erfreulicherweise die Haltung der Gewerkschaften. Léon Jouhaux, der Vorsitzende des französischen Gewerkschaftsverbandes «Force ouvrière», ist ein leidenschaftlicher Anhänger der Europa-Idee. «Niemals werde ich aufhören zu sagen und zu schreiben: Der Weg zum Frieden, zur Wohlfahrt und zur sozialen Gerechtigkeit geht über die Einheit Europas.» Der Generalsekretär der Force ouvrière, Jean Lafond, trat an der Europakundgebung in der Paulskirche vom 16. Februar dafür ein, dass die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft Europas in vollem Umfang in die Arbeit und in den Kampf für das Vereinigte Europa einbezogen werde. Die in den demokratischen Gewerkschaften organisierten zwanzig Millionen Arbeiter könnten der Europäischen Bewegung die Kraft und die Dynamik geben, die sie brauche, um ihr Ziel zu erreichen. Der Vorsitzende des deutschen Gewerkschaftsbundes, Christian Fette, prägte den Satz: «Die Frage der Einigung Europas ist ganz einfach die Frage der Weiterexistenz Europas.» Die Gewerkschaften müssten an dessen Schöpfung und Gestaltung massgeblich beteiligt sein. — Es bleibt aber die schwer zu beantwortende Frage: Werden sich die Gewerkschaften von der heute noch vorherrschenden sozialistischen Politik zu distanzieren vermögen? (Zum Ganzen cf. Informationsdienst Nr. 96 und 97 der Deutschen Pressestelle der Europäischen Bewegung.)

## Karl Pflieger: Geister, die um Christus ringen

Karl Pfligers «Geister, die um Christus ringen»<sup>1</sup> fallen auf durch die Kraft einer ganz eigenen Diktion. Peter Wust brauchte dafür das Wort «Pflegerität». Aber über ihren literarischen Wert hinaus sind diese Essays bleibende Denkmale einer christlichen Seelengeschichte, die uns als solche besonders interessiert. Denn es geht hier um ein Ringen mit Christus, das gross genug ist, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, auch wenn diese Geister keine Musterchristen sind. Eine Gottes-

begegnung ist auf verschiedenen Seinstufen möglich und das religiöse Leben ist nicht an den sakralen Raum gebunden. Diese Geister kommen aus der Krise des modernen Lebens. Gerade ihr pathetisches Ringen um und mit Christus ist der erschütternde positive Erweis der lebendigen Gegenwart Christi auch in unserer Zeit. Das Menschenleben ist im tiefsten ein christozentrisches Mysterium.

Warum hat Karl Pflieger diese sieben armen, gefährdeten und zum Teil durch kein kirchliches Glaubensleben erleuchteten Menschen zum Gegenstand einer so tiefen und aussergewöhnlichen Darstellung gewählt? Ihr Künstlertum steht

<sup>1</sup> Karl Pflieger: Geister, die um Christus ringen. 6. durchgesehene, verbesserte und erweiterte Auflage. F. H. Kerle-Verlag, Heidelberg 1951:

ausser Zweifel, selbst bei Léon Bloy, der nach Ernst Jünger («Strahlungen») im Begriffe ist, in die Reihe der «Klassiker» aufzurücken. Diese «Geister» sind eben nicht bloss originale und geniale Denker und Schriftsteller, sondern Grübler, Mystiker, Gottsucher auf eigene Art. Wer das Buch aufmerksam liest, wird von der Atmosphäre ihrer Denkweise eingesponnen. Denn der still-beschauliche Pfarrer von Behlenheim versteht ausgezeichnet, das Stimmungshafte, die seelische Strahlung dieses religiösen Suchens wiederzugeben, es nachzufühlen und gleichsam seismographisch bis in die letzten Vibrationen aufzuzeigen. Es gehört zu seiner einfühlerischen, feinnervigen Art, das Künstlertum dieser Geister an den religiösen Wurzeln zu fassen. Seine meditierende, besinnliche Schau und Betrachtungsweise, wie sie auch sein neuestes Buch «Die reichen Tage» widerspiegelt, ermöglicht es, diese so entgegengesetzten Geister in ihrem Gemeinsamen, im Ringen um Gott, herauszustellen. Es ist einmal der Gegensatz zwischen den Franzosen (Péguy, Bloy, Gide) und den Russen (Dostojewski, Solovjef, Berdjajew) zu überbrücken. Das Ringen der Franzosen ist gekennzeichnet durch ihren Kampf gegen den Atheismus und Rationalismus, während die östlichen Denker mehr vom Mystizismus her und vom östlichen Blickfeld aus den westlichen Individualismus bekämpfen. Die Dominante dieses Buches weist aber auf den Gegensatz zwischen Rationalismus und Mystik des ausgehenden 19. Jahrhunderts hin. Weil diese Künstler die Problematik nicht bis ins Letzte bewältigen, sind sie teilweise Gefangene dieses Zwiespaltes. Als Künstler fühlen sie aber den Puls der Zeit stärker und insoweit sind sie nur zum Teil für ihre Zerrissenheit verantwortlich. Alle — mit Ausnahme von Chesterton — sind wohl Pathologen und ihre Gespaltenheit ist offensichtlich. Sie können daher auch nicht die Norm für eine Allgemeinheit abgeben. Denn was diese Verkünder in der Seele erleben, ist kaum für ihr Genie tragbar und sie selber brauchen übermenschliche Kräfte, um mit ihrer Problematik fertig zu werden. Ihre christliche Lebensverwirklichung ist so einmalig, dass sie für den gewöhnlichen Christen unwegsam und unbeschreitbar zu sein scheint. Eine Ausnahme macht hierin Chesterton, dessen unbeschwert kindlich-fromme Seinshaltung auffällt und ein Zeichen der positivistischen überlegenen Art des englischen Pragmatikers ist. Er ist wie der ruhende Punkt dieser von Dynamik und Exzentrik überschäumenden Kämpfer, deshalb wohl stellt ihn Pfleger in die Mitte des Buches. Es gibt ja verschiedene Arten des christlichen Existenzbewusstseins. Andererseits eröffnen uns aber gerade die Pathologen Bloy und Péguy Tiefen des religiösen Erlebens, die dem unbeschwertem Denken verschlossen bleiben müssen.

Worin besteht das Ringen um Gott bei André Gide? Kann man da noch von einem Gottsucher sprechen? Ist sein Suchen nicht abwegig, oberflächlich, spielerisch oder sogar falsch, nachdem Gide verhältnismässig früh sich die Sorge um seine Seele abgewöhnt hat? Und doch gab es Zeiten, wo er mit Gott gerungen hat. Man lese daraufhin etwa den Briefwechsel mit Claudel, seine Tagebuchnotizen «Numquid et tu?» oder seine Memoiren «Si le grain ne meurt». Aber das sind mehr Episoden seines Lebens. Gide will die Faszination des Abgrundes erleben, um zu seinem Ideal des Gleichgewichtes, der Fülle, der Gesundheit, zu seinem «Klassizismus» zu kommen. «Das Recht der Ausschweifung ist es, das die Kunst um jeden Preis hochhalten muss». «Mein Friede», so lautet eine Notiz vom 12. 9. 40, «liegt in der Handlung und Spannung, Spannung woraufhin? Du lieber Gott, für den Augenblick einfach auf meine Selbstentfaltung hin.» Dass er seinen Abfall in die reine Immanenz als eine höhere Treue seiner Natur gegenüber empfindet, dass er sich dafür auf das Evangelium beruft, das macht ihn zum eigentlichen Falschmünzer, der für die Jugend so gefährlich werden kann.

Worin besteht die Klippe von Charles Péguy's religiösem Ringen, an der er scheiterte? Sie bestand im katholischen Dogma der Hölle. «Wir sind solidarisch mit den ewig Verdammten. Wir können nicht zugeben, dass es Menschen gibt, die von der Schwelle irgendeiner Gemeinschaft verstossen sein sollen.» Er riskiert dabei sein eigenes Heil und selbst sein christlicher Heroismus brachte ihn nicht mehr in die äussere Gemeinschaft der Kirche zurück.

Das Charakteristische des Gottringens bei Léon Bloy liegt im «Absoluten». Er selbst nannte sich den «Pilger des Absoluten». Nichts bezeichnet vielleicht so sehr diese absolute Haltung als sein Ausspruch: «Es gibt nur eine Entschuldigung zu leben: Auf die Auferstehung der Toten zu warten. Es gibt nur eine Traurigkeit: Kein Heiliger zu sein.» Von seinem heroischen Kampf, den er mit sich ausfechten musste, geben die «Briefe an Veronika» Zeugnis, und sein Roman «Der Verzweifelte» ist ein Gericht über seine Zeitgenossen, vom absoluten Standpunkt aus gehalten. Vielleicht liegt in dieser Haltung dem Ewigen gegenüber das Geheimnis seiner Anziehungskraft, das viele Konversionen bewirkte, wie die des holländischen Schriftstellers Pieter van der Meer de Walcheren, des Verfassers von «Das weisse Paradies».<sup>2</sup>

Für G. K. Chesterton ist das Leben ein buchstäbliches Wunder und eine ungeheure mystische Sache. Dieser humorvolle Fechter wusste, dass nur im Christentum sich der Instinkt für den mystischen, romantischen Charakter des Lebens erhalten hat. Darum rückt er den Shaw und Nietzsche, den Wells und Maeterlinck auf den Leib, weil sie den falschen Blick in die Welt besitzen und so das Leben gefälscht haben. Sein Kampfbuch par excellence «Was unrecht ist an der Welt» ist nichts anderes als eine geistvolle Parteinahme für den Menschen. Er liebt die Paradoxa, denn nach ihm ist das Paradoxon nichts anderes als «eine gewisse Freude der Herausforderung, die dem Glauben eigentümlich ist».

In F. M. Dostojewski zeigt sich das Ringen um Gott im Aufstieg aus dem Untergrund, der das Geheimnis der Freiheit und der Prüfung in der Freiheit, diesen absoluten Kern der menschlichen Person, enthält. Der Abgrund der menschlichen Freiheit ruft den Abgrund der göttlichen Gnade. Dostojewski arbeitet in Rembrandt-Manier das Licht aus abgründigen Finsternissen heraus. Sein ganzes gigantisches Werk ist eine gewaltige Auseinandersetzung mit dem gottlosen Humanismus, ja der einzig mögliche Versuch seiner Überwindung vom metaphysischen Kern des Menschen her.<sup>3</sup>

Bei W. Solovjef und N. Berdjajew kann das Ringen um Christus in die Formel «Gottmenschentum» geprägt werden. Man kann diesen Gedanken in den Satz von Berdjajew zusammenfassen: «Das Problem Gottes ist ein menschliches Problem, das Problem des Menschen ist ein göttliches Problem.» Das russische Denken, namentlich wie es in der Sophia-Lehre von Solovjef enthalten ist, bringt den Menschen durch Christus näher zu Gott heran als es die westliche Theologie tut.

Dieses Ringen um Christus, wie Pfleger es darstellt, ist nicht nur zeitbedingt. Es ist durch seine Intensität überzeitlich und dringt tief ins Geheimnis der Menschenseele vor, zu einem die letzten Lebenstiefen aufbrechenden Denken, das die immer göttlichen Tiefen des Seins enthüllt. Dr. Jakob Gander

<sup>2</sup> Eine ausführliche, etwas populärere, aber mit Pfleger übereinstimmende Würdigung Bloys gibt Helene Kuhlmann im Buche «Die Stimme, die in der Wüste ruft» (Paulus Verlag, Recklinghausen 1951). Nicht mindere Sorgfalt wurde auf die Textauswahl verwendet.

<sup>3</sup> Henri de Lubac hat im Buche «Die Tragödie des Humanismus ohne Gott» (Verlag Otto Müller, Salzburg, 1950) Dostojewskij als Prophet des neuen «Turmbaus zu Babel», des Bankrotts des Atheismus aufgeführt. In seiner Romanwelt erscheinen die Probleme überwunden im Glauben, im Lichte der Lehre Christi.

Neuerscheinung!

## MODERNE KIRCHLICHE KUNST IN DER SCHWEIZ VON ROBERT HESS

Kleiner Wegweiser zu den wichtigeren Werken der Architektur, Plastik, Mosaik, Glasmalerei und Malerei. 80 Seiten mit 32 Abbildungen und einer Domizilkarte.

Es ist für jene, die die neue kirchliche Kunst in der Schweiz besichtigen wollen, oft sehr mühevoll, die Standorte dieser Werke zu erfahren. Dieser «kleine Wegweiser» umfasst die wichtigeren Werke der Zeit von 1920—1950.  
*Der bisher fehlende «Guide» im Taschenformat, Fr. 4.70.*

In allen Buchhandlungen NZN-VERLAG IN ZÜRICH

# Roos TAILOR

Schneider für Herren u. Damen

Spezialität:

Priesterkleider / Mäntel

LUZERN, Haus Monopol  
b. Bahnhof, Frankenstr. 2  
Tel. (041) 2 03 88

## BURCH - KORRODI

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte

# Schweizerische Spar- & Kreditbank

St. Gallen Zürich Basel Genf  
Appenzell . Au . Brig . Fribourg . Marigny  
Olten . Rorschach . Schwyz . Sierre

Kassa-Obligationen

Spareinlagen (gesetzlich privilegiert)

Alle Bankgeschäfte diskret und zuverlässig

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telefon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—, Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Compte Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—, Einzahlungen an Pfarramt St. Kunigund, Scharrerstr. 32, Nürnberg, Postcheckkonto Nürnberg 74760, «Sonderkonto Orientierung». — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—, Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth Ht./Rh., c/o No. 86047 Strasbourg. — Italien-Vatikan: Jährlich Lire 1800.—, Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Jährl. Sch. 30.—, Einzahlungen an Creditanstalt-Bankverein, Filiale Feldkirch, Scheckkonto 65.707.

## Photoapparate - Reparaturen

aller Fabrikate — Zentral- und Schlitzverschlüsse — Blitzlichtsynchronisationen — Einbau neuer Balgen — Totalrevisionen

**O. BUSCH** Spezialwerkstätte für Photo-reparaturen u. Feinmechanik  
Zürich 1 — Rennweg 20 — Telefon (051) 27 90 04



## VENTILATOR AG. Stäfa ZH

Telephon (051) 93 01 36

### KIRCHENHEIZUNGEN RAUMLÜFTUNGEN

## Christlichsoziale Kranken- und Unfallkasse der Schweiz

Zweitgrösste zentralisierte Krankenkasse der Schweiz  
660 Sektionen 250,000 Mitglieder  
Zentralverwaltung Luzern, Claridenstr. 8, Tel. (041) 2 31 11

### Neu eingeführt:

Spitalzusatzversicherung für Kinder und Erwachsene  
Erhöhte Tuberkuloseleistungen  
Längere volle Leistungsdauer in der Taggeldversicherung

### Wie bisher beibehalten:

Keine Zusatzprämien für die Unfallversicherung  
Prämienfreie Unfall-Invaliditätsversicherung bis zu Fr. 1000.—  
Hohe Wochenbettleistungen

Verlangen Sie den ausführlichen Prospekt über Prämien und Leistungen bei der Zentralverwaltung

Dr. Rudolf Graber

## Die marianischen Weltrundschreiben der Päpste in den letzten hundert Jahren

180 S., Htbl., mit Schutzumschlag Fr. 10.30

Seit langem schon wurde von vielen Seiten eine Sammlung der wichtigsten päpstlichen Marienzyklen im modernen deutschen Sprachgewand gewünscht. Dies galt besonders von den Rundschreiben Leos XIII. Die Dogmatisierung der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel bot zudem zusammen mit der Verkündigung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis vor hundert Jahren den passenden Rahmen für eine solche Ausgabe, die zunächst nur jene päpstlichen Aeusserungen über Maria wiedergibt, die als unmittelbarer Ausfluss des ordentlichen kirchlichen Lehramtes anzusprechen sind und sich in der Form von Enzyklen an die ganze Welt richten. Um das Werk zu einem wirklichen Arbeitsbuch zu gestalten, wurde ihm ein dogmatischer und homiletischer Wegweiser beigegeben, der es auch dem Seelsorger ermöglicht, den Stoff für seine marianische Lehrverkündigung den authentischen kirchlichen Dokumenten zu entnehmen. Dieses Buch wird dem Geistlichen eine wertvolle Hilfe sein.

Durch jede Buchhandlung  
Schweiz. Generalauslieferung

## CHRISTIANA-VERLAG

Tel. (051) 46 27 78

ZÜRICH 52